

ALIDA BREMER

Träume
und
Kulissen

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Jung und Jung, Salzburg und Wien

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,

Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlagbild: Joža Kozak, Riva in Split, sign. F0047721

© Slovene Ethnographic Museum Picture Library

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-258-9



JUNG
UND
JUNG

Für Fabian und Leon

Aber das Verbrechen war die Auswirkung einer ganzen Windrose von Ursachen, die wie ein Mühlrädchen in Schwung gesetzt worden war (genau wie die sechzehn Winde der Windrose sich zur zyklonischen Depression einer Windrose verdichten und schließlich, im Wirbelsturm des Deliktes, die geschwächte »Weltraison« abwürgen. Wie man einem Huhn den Hals umdreht.)

Carlo Emilio Gadda:

Die grässliche Bescherung in der Via Merulana

Uns vergingen jene Wochen in der dalmatinischen Landschaft, auf dieser Insel mit ihren Buchten, ihren Hügeln und biblischen Tälern, als ob wir exterritorial, von der Welt abgesondert wären. Wir waren glücklich, wenn wir die Augen aufschlugen und den schimmernenden blauen Himmel über uns erblickten und weiße Segel auf dem Meer. Die Schiffe, die fast gleichzeitig, gewöhnlich um die Mittagszeit, aus dem Süden und aus dem Norden, aus Dubrovnik und aus Split kamen, brachten Zeitungen aus aller Welt. Während wir sie lasen und die Nachrichten besprachen, verloren wir die Exterritorialität, die Vorgänge in Deutschland warfen uns in die Zeit zurück.

Manès Sperber:

Bis man mir Scherben auf die Augen legt

TEIL 1

1.

Ein Riesenfisch lag seitlich ausgestreckt auf einem Haufen Fischernetze. In der Morgendämmerung schimmerte der Bauch perlmuttfarben, während sich die schwarzen Flossen immer deutlicher abzeichneten, je näher Antonio Petrinelli dem Ungeheuer kam. Seine Schritte waren etwas unsicher. Er war angenehm betrunken und bis vor einigen Minuten noch sorglos heiter gewesen, denn die Nacht hatte er in der besten Gesellschaft verbracht, die diese Stadt zu bieten hatte. Plötzlich spürte er die Brise, die vom Land Richtung Meer wehte. So ist das Leben, dachte Petrinelli, von der Luftströmung beinahe nüchtern geworden. An einem Tag spielst du die ganze Nacht *trešeta* und *briškula*, lässt dich vom Direktor der Zementfabrik mit Kutteln in Zwiebel-Tomaten-Soße bewirten, trinkst für das Blutbild Rotwein dazu, und am anderen Tag schon kann dich der Tod dahinraffen, allen Bemühungen um die Gesundheit zum Trotz.

Er dachte an seine Mutter, an die er sich immer dann erinnerte, wenn er Gründe für ein schlechtes Gewissen zu haben glaubte. Er konnte froh sein, dass sie jetzt nicht auf ihn wartete und durch die halbgeöffne-

te Tür ihres Zimmers nach ihm rief, um zu überprüfen, ob er nach Hause gekommen war und wie es ihm ging. Aber trotz der Erleichterung überkam ihn ein Gefühl der Einsamkeit.

Er ging jetzt langsamer und fixierte dabei das mächtige Tier. Komisch, dass die Fischer es einfach haben liegen lassen. Sicher werden sie bald kommen, um ihn zum Fischmarkt zu transportieren, dachte er und wurde noch ein wenig nüchterner. Das ölige, schwarze Meer umspülte die Kaimauern, und man hörte das Knattern, Surren und Quietschen, die Geräusche ankernder Schiffe, die Antonio Petrinelli, obwohl er in der Hafenstadt geboren war, noch nie beachtet hatte, die ihm jetzt aber besonders laut vorkamen.

Nun war er nur noch wenige Meter von dem Haufen aus Fischernetzen entfernt. Sie waren mit Kork besetzt, die Korkrädchen sahen aus wie getrocknete Feigen. Mein Schädel ist eine *camera obscura*, dachte er und machte sich klar, dass er alles, was er sah, auf den Kopf stellen musste. Das, was er für den Bauch des Fisches gehalten hatte, war plötzlich der Bauch eines Mannes, dessen weißes Hemd sich in starkem Kontrast zu einem schwarzen, aufgeknöpften Jackett abzeichnete. Die Schwanzflosse war eindeutig eine Hose, die in einem Paar schwarzer Lackschuhe endete, während der Fischkopf tatsächlich ein weißes Gesicht mit blutigen Spuren und weit aufgerissenen Augen unter dunklen, nach hinten gekämmten Haaren war.

Er fühlte sich wie in einen Traum versetzt, nur dass er wusste, dass er nicht schlief, sondern wach durch

den Hafen von Split wankte, um nach Hause zu kommen. Und er musste sich beeilen, denn er spürte, wie sein Mageninhalt in seine Speiseröhre stieg. Die saftigen Kutteln, die bräunliche Soße und der schwere Rotwein, das konnte er sich wahrlich nicht erlauben. Er konnte sich nicht einfach hier, mitten in der Stadt, in aller Herrgottsfrühe übergeben.

Verfluchte Filme! Seit seine Mutter tot war, war er dieser Mode verfallen und ständig im Kino. Jetzt sah er, was er davon hatte. Filmszenen tauchten vor seinem inneren Auge auf.

Infolge einer spontan verabschiedeten Anordnung des Königlichen Innenministeriums in Belgrad waren die Bordelle in der Stadt seit drei Jahren geschlossen. Die Proteste der Betreiber, die persönlich in die Hauptstadt gefahren waren, um zu erklären, dass eine Hafenstadt ohne Bordelle wie ein *brudet* ohne Fisch, wie eine Splitter Torte ohne Rosinen oder ein Dampfer ohne Schornstein sei, waren vergeblich: Die größte Stadt an der Küste des neuen Königreichs sollte keusch und tugendhaft sein, zumindest offiziell. Denn die Frauen zogen um in die dunklen Hauseingänge der feuchten Steinhäuser und die Spelunken in den abgelegenen Gassen der Altstadt, wo die Seemänner und andere Kunden nach ihnen Ausschau hielten.

Karlo Cambi, der zuständige Polizeibeamte, hatte in einem Interview mit der lokalen Zeitung *Novo doba* gesagt: »Für uns bei der Sitte hat sich nicht viel verändert. Nur die Kellner in den Hafenbars sind weniger

freundlich zu uns, als es die Madames waren.« Das Interview fiel durch die Prüfung der Zensurbehörde, so dass die Öffentlichkeit von seiner sachlichen Feststellung nichts mitbekam. Der Polizeipräsident, der noch neu auf diesem Posten war, ermahnte den Kollegen Cambi ob seines lässigen Umgangs mit den Journalisten, doch diesem schien das nichts anzuhaben. Der Polizeipräsident versuchte, seine Worte abzumildern, indem er hinzufügte: »Kümmern Sie sich bitte lieber um die Flüchtlinge und die Fluchthelfer im Hafen, das ist uns derzeit wichtiger als die Nutten. Und achten Sie in den Nachtbars darauf, ob sich dort Kommunisten versammeln.« Dem Blick von Karlo Cambi, der die Wand hinter seinem Vorgesetzten fixierte, war nicht abzulesen, was er von solchen Anweisungen hielt.

Drei junge Männer, die an diesem frühen Morgen über den Platz der Prokurative schritten, diskutierten diese und andere Misstände. Die Dämmerung war erfüllt von ihren leisen Flüchen: »porca miseria«, »porca Madonna«, »porco Dio«. Sie ergingen sich weiter in Herabwürdigungen diverser Minister des Königreichs Jugoslawien – »rimbambiti cretini«, »teste di cazzo«, »faccie di culo«. Am Ende nannten die drei – eigentlich nur zwei, da der Mittlere schwieg – die ganze Regierung »figli di puttana«. Dann legten sie einander die Hände auf die Schultern und gingen weiter. Von hinten sah es aus, als würde das Trio einen exotischen Volkstanz aufführen.

Die Männer hatten etliche weitere Gründe, mit der Politik in dem Staat, in dem sie lebten, unzufrieden zu

sein, und als sie den Platz vor dem Theater erreicht hatten, machten sie sich Luft: Es sei eine Tatsache, dass Italien nach dem Großen Krieg, in dem seine Soldaten Heroisches geleistet hätten, um bedeutende Territorien betrogen worden sei, namentlich um Istrien und Dalmatien, einschließlich ihrer eigenen Stadt. Es sei ein Faktum, dass Benito Mussolini der beste Politiker aller Zeiten sei. Er habe Italien wieder groß gemacht und die faulen Spielchen der Engländer und der Amerikaner durchschaut. Es sei eine unbezweifelbare Wahrheit, dass die Italiener ein viel zivilisierteres und kultivierteres Volk seien als alle Balkanvölker zusammen.

Bei den letzten Worten klopfen sie dem Mann in der Mitte, der von den beiden links und rechts gestützt wurde, auf die Schultern: »Dich meinen wir damit nicht, Mauro, wir wissen, dass du italienisch denkst. Aber du wirst uns verzeihen, wenn wir die Fakten benennen. Jedes Kind weiß, dass die Italiener allen anderen Völkern in Europa und in der Welt überlegen sind, nicht nur den Slawen. Die alten Griechen, die taugten was. Ein wenig auch die Franzosen, dann und wann, und vielleicht auch die Deutschen, aber alle anderen kannst du vergessen. Die Spanier haben die Sprache der Römer verdorben und sich mit den Arabern und Zigeunern vermischt. Die Engländer sind hochnäsiger und verstehen nichts vom Essen, genauso wie die Skandinavier, die rohes Eisbärfleisch fressen.« Sie wollten die Aufzählung noch fortsetzen, aber ihnen wollten keine weiteren Völker in Europa mehr einfallen, und so verstummten sie.

Es war eine tote Stunde. Selbst die Kollonaden, Torbögen, Steinplatten, Fensterläden und Gemäuer, die ansonsten alles hörten und alles sahen, waren eingennickt. Die drei Männer gingen schweigend weiter, aber als der links von Mauro zu pfeifen begann, schloss sich ihm der, der Mauro von rechts stützte, leise singend an:

*Giovinezza, Giovinezza,
Primavera di bellezza
Nel Fascismo è la salvezza
Della nostra civiltà.*

Die Stadt schlief noch, auch die Passagierschiffe im Hafen dösten. Die Fischerboote waren noch nicht zurückgekommen, aber hätte sich zu dieser Stunde jemand an die Kaimauer gestellt und in die Ferne geblickt, dann wären ihm die blinkenden Lichter am Horizont zwischen den Inseln aufgefallen.

Frederick Achnitz lag auf dem Bett, starrte die Zimmerdecke an und rauchte. In einer Ecke hingen mit Staub bedeckte Spinnweben wie Bänder aus schwarzer, aufgewirbelter Watte. Frederick blies den Rauch in ihre Richtung, doch sie bewegten sich nicht. Es war eine selbstgedrehte Zigarette, prall gefüllt mit herzegowinischem Tabak. Felder und Felsen, Erde und Baumrinde, ein Aroma von angesengtem Holz und frischem Heu mischten sich mit seinem Speichel. Seitdem er wusste, wo in der Stadt man den kleingehackten Tabak besorgen konnte, fühlte er sich in Split heimisch. Bisweilen glaubte er, hierher zu gehören, vor allem wenn er mit

Jana zusammen war. Jana Pilić. Ihr Nachname bedeutete »Küken«. Er schürzte die Lippen, als wollte er den aus seinem Mund strömenden Rauch küssen.

Nach seiner Ankunft hatte er sich bei dem Verbindungsmann gemeldet, um Anschluss an den adriatischen Zweig der Internationale zu finden. Dieser hatte ihm erklärt, wie er sich vor der Polizei schützen konnte und was vor Ort zu beachten war. Die politische Polizei in Split verwende Ochsenziemer, ob er davon schon mal gehört habe? Ob er wisse, dass diese Schlagstöcke gar keine Stöcke seien, sondern gedörrte Ochsenpenisse? Frederick fragte sich, ob der Mann noch nie etwas von der Gestapo gehört hatte, sagte aber nichts.

Für die Partei hier in Dalmatien, so hatte der Verbindungsmann weiter gesagt, stehe der Kampf gegen die italienischen Faschisten, gegen die kroatischen Nationalisten, gegen die katholische Kirche, gegen das serbische Königshaus und gegen die italienischen und jugoslawischen Kapitalisten ganz oben. Der Duce sei ein gerissener Spieler, der die Weltherrschaft anstrebe. Ob er sich all das merken könne, es sei wichtig. Die deutschen Genossen würden die Zusammenhänge in diesem Teil Europas nicht begreifen, das habe man leider häufig feststellen müssen. Mit italienischen Genossen habe man ein Attentat auf Mussolini geplant, aber nach Absprache mit Moskau vorläufig wieder davon abgesehen. Seiner Meinung nach würden manchmal nur Bomben helfen, aber im Sinne der Disziplin respektiere man die Hierarchie.

Der Verbindungsmann trug ein spitzes Bärtchen und einen silbernen Ohrring wie ein Pirat. Frederick hielt ihn für einen Angeber. Aber ein Kommunist sollte über einen Genossen so nicht denken.

An den Abenden versammelten sie sich in einem verrauchten Wirtshaus, das zwischen den Häuschen in Veli Varoš verborgen lag und von einem Mann geführt wurde, der Frederick nicht mochte, weil er ihn für einen deutschen Spion hielt und das auch deutlich zeigte. Sie unterhielten sich in einer Mischung aus Russisch und Deutsch, mit Jana sprach Frederick nur Deutsch. Jana hatte es in einem hochherrschaftlichen Haus in Wien gelernt.

Gestern hatten Jana und er im *Orient*, einer Taverne, Bandnudeln in einer Soße aus Kapern, Sardellen und Tomaten gegessen, bevor sie in die Kneipe gingen. Frederick hielt dem Blick des Wirtes stand, als sie sich zu den anderen an den langen Tisch setzten. Die Genossen klopfen ihm auf die Schulter und umarmten ihn, die Genossinnen sangen ein paar Lieder, verschwanden jedoch früh. Ihre Eltern und Brüder schienen eher zu dulden, dass sie der kommunistischen Partei angehörten, als dass sie sich abends draußen herumtrieben. »Hier ist man sehr katholisch«, hatte ihm der Verbindungsmann am ersten Tag erklärt und dabei auf den Boden gespuckt. Nur Jana nahm sich die Freiheit, länger außer Haus zu bleiben. Abgesehen von der Familie, bei der sie arbeitete, gab es in der Stadt niemanden, dem sie Rechenschaft schuldete. Sie sei kein Kind mehr, hatte sie Frederick erklärt, und wenn sie es sich

genauer überlege, sei die bürgerliche Moral für sie als Sozialistin ohnehin nicht verpflichtend.

Ungeachtet der Blicke, die der Kneipenwirt ihm zuwarf, war Frederick glücklich. Jana und er warteten, bis sich die letzten Freunde verabschiedet hatten, und zogen danach durch die Stadt, die in der warmen Nacht langsam zur Ruhe kam.

Sie gingen an der Terrasse der neuen Gaststätte am östlichen Ufer vorbei und konnten hören, dass dort ein Jazzorchester spielte. Sie probierten ein paar Steppentanzschritte, lachten, gingen weiter, suchten nach einem ruhigen Platz. Das Meer schnaufte gelassen, gleichgültig. Wer an der Küste geboren sei, erklärte Jana, der sei nie allein: »Das Meer ist immer da – wenn du in seiner Nähe bist, spürst du es ununterbrochen, bist du anderswo, trägst du es in dir.«

Im Hafen waren keine Menschen zu sehen, nur vereinzelt watschelten Möwen wichtig auf und ab. Die Schiffsmasten quietschten und knarrten, die Holzbalcken der Vordersteven ächzten, die Segel schwiegen. Sie hatten ein Versteck gefunden, eine in die Kaimauer eingelassene Steintreppe, deren letzte Stufe mit glitschigem Moos bedeckt war. Sie hatten sich auf halber Höhe niedergelassen, man konnte sie nur sehen, wenn man sich nach unten beugte und die glimmenden Spitzen ihrer Zigaretten entdeckte.

Die Stadt fand allmählich in den Schlaf. In seinem Rhythmus stiegen die Wellen bis zu ihren Füßen und zogen sich träge wieder zurück. Mit dem Akzent einer österreichischen Hofdame erzählte Jana vom Tod ih-

rer Eltern, von ihren Geschwistern, die in der Welt verstreut waren. Es war dies die Nacht, in der Liebende sich aus ihren Leben erzählen.

Irgendwann standen sie wieder auf. Der Sternenhimmel erstreckte sich über ihnen, und das dunkle Meer umgab sie, als wären sie auf einem Schiff. Frederick ließ Jana vor sich die Treppe hinaufsteigen, bereit, sie zu halten, sollte sie ausrutschen. Ein Windhauch wehte den Geruch von Neptungras zu ihnen herüber. Zwei, drei Wellen schlugen gegen die Kai-mauer, dann fiel das Meer in seinen gemächlichen Atem zurück.

Später konnte sich Frederick nicht erinnern, was er in dem Augenblick gehört hatte. Zuerst dachte er, die Möwen würden erwachen oder die Ratten wären durch etwas aufgescheucht worden. Aber es waren Menschenstimmen, Rufe, vielleicht ein Stöhnen, etwas unten bei den Fischerbooten.

Jana hatte ihn in Richtung Altstadt gezogen, zum Eingang des Diokletianpalastes, zum Abstieg in die Kellergewölbe, wo sie in das Dunkel schlüpfen. Hier stank es. Frederick war darauf vorbereitet, mit seiner Hand etwas Ekliges zu ertasten, er wusste nicht was, eine glibberige Masse vielleicht, doch seine Finger berührten nur feste, kalte Steine. Sie wateten wie durch den Tintenbeutel eines Tintenfischs, stiegen zum Peristyl hinauf und dann noch höher die Stein-treppe empor, die zwischen den beiden Löwen zum Eingang der Kathedrale führte. Hinter der Löwen-skulptur zur Rechten lauerte eine Katze. Sie streckte

den Kopf genauso wie das steinerne Tier des Heiligen Markus neben ihr. Nach einigen Schritten kamen sie in den Säulengang, der den Bau des einstigen kaiserlichen Mausoleums umgab.

»Was unten so gestunken hat, war der alte Müll«, flüsterte Jana. »Jahrhunderte lang haben die Menschen ihren Müll in den Keller geworfen und gehofft, dass er sich von alleine auflösen würde.«

Die Zeugin ihrer Umarmung, die Sphinx aus schwarzem Granit, die rechts des Treppenaufgangs auf einer hohen Mauer über das Peristyl wacht, starrte mit ihren blinden Augen ins Dunkel.

Antonio Petrinelli war nach Hause gekommen, hatte sich angezogen auf das Bett geworfen. Er träumte von Rotwein, der zu Blut wird. In den katholischen Gottesdiensten verwendeten die Priester Weißwein, damit die Symbolik nicht so aufdringlich banal wirkte. Oder damit keine Flecken an ihren Gewändern blieben. Oder damit sie sich von den Orthodoxen unterschieden. Wie auch immer, aber er persönlich mochte Rotwein lieber.

Mauro und seine beiden Begleiter waren ebenfalls nach Hause gekommen. Alle drei waren in ihren Zimmern verschwunden, glücklich darüber, dass sich morgen niemand trauen würde, sie zu wecken. Sie hatten ihre Familie wirklich gut erzogen. Bei diesem Gedanken lächelte Mauro gequält, bevor er in einen unruhigen Schlaf fiel.

Frederick hatte Jana bis zum Tor begleitet und zu-

geschaut, wie sie in der Dunkelheit verschwand. Sie war in ihr Zimmer geschlichen, hatte sich ausgezogen und war, nur mit einem Laken bedeckt, sofort eingeschlafen. Ihr Wecker würde in zwei Stunden klingeln. Sie wollte ihre Freundin Dora auf dem Fischmarkt treffen.

Frederick musste erst gegen zehn Uhr im Hotel *Imperial* erscheinen, um sich dort bei den aus Berlin angereisten Filmemachern vorzustellen. Der Gedanke daran, dass sie sich alle wundern würden, wenn er bald verschwände, erfüllte ihn mit einer Mischung aus Angst, Stolz und Ungeduld. Der Vertreter der Schifffahrtsgesellschaft *Oceania*, bei dem er sich nach der Linie Marseille–Barcelona–Valencia–Alicante erkundigt hatte – er gab vor, nach Alicante zu wollen –, hatte ihm versichert, dass das nächste Schiff am 14. Juli ablegen werde. Der Beginn der Volksolympiade in Barcelona war für den 19. Juli geplant. Er drehte sich auf die andere Seite und versuchte, sich seinen Film vorzustellen. Er gab es auf und dachte an Leni Riefenstahl.

Es war die Stunde der Träume.

Man träumte in dieser Morgendämmerung des 7. Juli 1936 nicht nur in Split, einer Stadt am Rande Europas, an der Küste eines schmalen Ärmels des Mittelmeers. Man träumte in Steinkaten mit schiefen Dächern in der Dalmatinischen Zagora ebenso wie in den Kajüten der Boote auf der Nordsee, man träumte hinter den geöffneten Fenstern, die auf die Hinterhöfe Berlins gingen, genauso wie in den Kollektivwohnungen in Moskau.

Es war das Zeitalter der Träume.

Man träumte von leichter Musik und leichter Bekleidung, von schnellem Geld und schnellen Autos, von Gesundheit und Medizin, von Wissenschaft und Technik, vom Schwimmen und Fliegen, von Olympia-Siegen und Kameras, die von diesen Siegen die besten Aufnahmen liefern würden.

Man träumte auch von der Gerechtigkeit einer klassenlosen Gesellschaft, von der Brüderlichkeit zwischen Arbeitern und Bauern, von starken Staaten und noch stärkeren Staatsführern, von der Flucht nach Amerika und von der Flucht wohin auch immer.

Man sah Filme, die Träumen glichen.

Man stritt darüber, ob Filme Träume oder doch eher Traumdeutungen waren. Und ob Filme Poesie oder Prosa sein sollten.